

Nr. 174 Bydgoszcz, 2. August Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Grete hatte nicht bemerkt, wie inzwischen die Wolkenkratzer der Zwölfmillionenstadt aus dem Nebel tauchten.

Sie hüllte sich fröstelnd in ihren Mantel. Das, was jetzt vor ihren Augen aufwuchs, war Amerika, war die fremde Welt, war die Welt, in der die Menschen nichts waren und das Geld alles. In der ein Mensch ohne Geld Hungers sterben mußte.

Und nun stürzte sich diese Welt auf sie. Sie wurde von ihr mitgerissen. Es war wie in einem Film, der übereinander kopierte Aufnahmen zeigte: Lokomotivräder, dahinrasende Autos, Hoch- und Untergrundbahnen, Flugzeuge!

Mr. Wyatt bekam Bündel von Telegrammen in die Hand gedrückt. Während er sie beantwortete, nahmen zwei Herren weitere Anordnungen entgegen. Ein kleiner Chinese hatte am Pier Mr. Wyatt mit dem Wagen erwartet. Tsü Lung war gar nicht erstaunt, daß sein Chef mit einer Frau angekommen war. Sein gleichmütiges Gesicht schien überhaupt jede Ausdrucksfähigkeit verloren zu haben.

Grete begleitete Mr. Wyatt zu einer Bank. Während der Fahrt schaltete Tsü Lung den Lautsprecher ein, der im Innern der Limousine angebracht war. Mr. Wyatt hörte die letzten Börsenkurse ab und machte sich Notizen. Während er im Gebäude der Bank verschwunden war, blieb Grete im Wagen. Menschen eilten vorüber mit verbissenem Gesichtsausdruck, hastig und ohne aufzusehen. Frauen und Mädchen, die alle gleich aussahen, gepudert und geschminkt mit einem starren Lächeln auf den müden Gesichtern.

Wie hypnotisiert starrte Grete auf eine Lichtreklame: alle zwei Sekunden flammte eine feurige Schrift auf, die zum Kauen von Gummi aufforderte. Aus Hunderttausenden von Fenstern leuchtete das Licht der vielen Busineß-Türme, die erdacht und erschaffen zum Geldverdienen, wie Gefängniswände auf Grete wirkten. Wie Spinnwebschleier spannten sich die Riesenbrücken über den Hudson.

Es beengt mich, ich muß hinaus, dachte Grete und wollte den Wagen verlassen, um wenigstens auf dem Gehsteig die Rückkehr Mr. Wyatts zu erwarten.

„Madam nicht aussteigen, Madam besser warten hier", sagte Tsü Lung, der kleine, vertrocknete Chinese, und ließ die Sperre der Tür einklinken.

War das Auftrag: Oder war es eine klug berechnete Vorsichtsmaßregel? Denn Grete hätte sich in diesem Geschiebe tausender Menschen unfehlbar verirrt. Jetzt erst kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie nicht einmal einen Dollar bei sich hatte. Sie hätte sich nicht einmal eine Taxe nehmen können, wenn sie den Weg zurück zum Commodore-Hotel verloren hätte.

Erst hier, im Bereich dieser wie ein Feuerwerk funkelnden Lichtreklamen, zwischen den himmelverdeckenden Wänden am Times-Square kam Grete das abenteuerliche ihrer Rolle zum Bewußtsein. Wozu schleppte sie dieser Mann in der Welt herum? Wohin brachte man sie? Wie hatte dies doch alles in Berlin anders ausgesehen! Mr. Wyatt schien sich nicht einmal mehr an den Speisezettel zu halten, der ihr von Professor Röchlin so dringend ans Herz gelegt wurde. Wozu war sie eigentlich auf der Welt? In dieser Welt!

Mr. Wyatt hatte im Drang seiner Geschäfte, zwischen Ferngesprächen und Kabelschaltern, nicht vergessen, was jetzt die Hauptaufgabe seines Lebens war. In seinem Innern tobte der Kampf wilder denn je. Besinnung und Verlangen, Vernunft und Leidenschaft stritten miteinander um die Herrschaft. Die Vernunft warnte ihn immer noch, Grete sei zu jung für ihn, er solle sich nur in den Spiegel sehen. Aber was immer der Spiegel zeigte, er fühlte sich jünger als vor wenigen Tagen, jünger als in den Tagen der Seefahrt, jünger als überhaupt je zuvor. Wenn das Erlebnis Grete nicht zu seinem Alter paßte — er hatte es ja nicht gerufen. Von selbst war es zu ihm gekommen, im Hansa-Sanatorium in Berlin. Es war eben da, dieses Erlebnis Grete, und darum war es wohl auch eine Notwendigkeit, der zu entrinnen er nicht mehr vermochte.

„Wir müssen uns klar werden, was wir voneinander wollen", sagte Grete, als Mr. Wyatt zurückgekommen war und das Auto sich durch die taghell beleuchteten Straßenschluchten wand." Ich lebe an Ihrer Seite dahin wie ein Götze, dem man Kleider umgehängt hat. Ohne Ziel und Zweck. Ich weiß gar nicht, für was Sie mich bezahlen."

„Nehmen Sie einstweilen nichts anderes an, als daß ich Sie bezahle, weil ich den Frühling fühle wie nie zuvor. Es ist Ihr Verdienst, wenn üble Laune und Unlust am Leben von mir abgefallen sind. Wenn Tatkraft und Lust zu neuem Schaffen in mir zurückgekehrt sind. Wenn mir das Geldverdienen wieder Freude macht. Denn wer ist es, der das alles, diese neuen Kräfte in mir weckt? Doch nur Sie, liebe Grete. Eigentlich müßte ich Ihnen das Hundertfache dafür bezahlen; denn ich schätze mein Leben nicht zu gering ein."

„Es ist aber kein Beruf, Lebenselixier für einen reichen Mann zu sein", gab ihm Grete zur Antwort. „Ja, wenn ich dadurch dazu beitragen würde, ein großes Werk zu errichten. Ein Werk, das die Welt verbessert. Etwas, das mich in Ehrfurcht schaudern machen könnte. Ihr Werk! Aber wo ist Ihr Werk?"

„Sie werden in unserem Haus zur Ruhe kommen", sagte Mr. Wyatt. „Der Kreis Ihrer Pflichten wird den Tag erfüllen. Meine Gesundheit wird Rückfälle erleiden. Sie müssen Geduld haben. Sie müssen sich nützlich fühlen, nützlich für mich! Dann werden auch diese törichten Bedenken schwinden. Im übrigen sind das alles die Nerven. Newyork ist eine Stadt, welche die Nerven aufsaugt. Mor-

gen wird bereits alles anders sein. Morgen sitzen wir schon in der Bahn, und dieses Newyork mit seinen Millionen hastender Menschen wird versunken sein!" —

Am anderen Tage reiste man wirklich ab. Vom Hotel ging eine Treppe direkt in den Bahnhof. Seine vielgegliederte Riesenhalle wirkte. Grete überkam Achtung vor den Menschen, die hier, tief unter der Erde, diesen Bahnhof gebaut hatten.

Mr. Wyatt führte Grete zum Zug. „20th Century", Zug des 20. Jahrhunderts, war der Name des Zuges. Grete fühlte sich wie in einem Traume, als sie einstieg. Wie oft hatte sie sich so etwas erträumt. Hatte im Kino Frauen an der Seite von Millionären gesehen. Jetzt stieg sie an der Seite eines der reichsten Männer der Welt in diesen Luxuszug. Mit leeren Herzen. Verlassener als je . . .

Weder Grete noch Mr. Wyatt kamen auf das heikle Thema zurück. Sie waren auch nie allein. Die kurzen Aufenthalte in den Stationen benützten sie zu einem kleinen Dauerlauf, bis die Negerschaffner riefen und die gelben Holzstufen zurückzogen. In der Frühe ließ Mr. Wyatt seine Post durch ein Tippgirl erledigen, während Grete in dem kleinen Turnsaal trainierte, um sich Appetit zum Frühstück zu machen. Dann setzte sie sich mit Mr. Wyatt im Speisewagen an den Frühstückstisch, der eine Symphonie von Kristall und Silber, Blumen und Porzellan war. Die weißgekleideten Neger servierten die Grapefruits, den Tee und gekochten Schinken. Dann zog sich Mr. Wyatt wieder in seinen Drawingroom zurück und vertiefte sich in seine Kursblätter. Immer wußte er aber nachher genau, mit wem Grete gesprochen hatte, ob sie bei dem Friseur ihre Haare ondulieren ließ, was sie im Lesesaal gelesen hatte.

In Chikago wurde der Zug gewechselt. „The chief", der schnellste Zug der Santa-Fé-Line, stand schon bereit. Grete kam hier mit ihrem Sitznachbar ins Gespräch, einem Herrn, der sehr gut Bescheid über Bilder und Kunstwerke in Deutschland wußte.

„Wissen Sie, mit wem Sie sich unterhalten haben", sagte Mr. Wyatt später zu ihr. „Das war Mr. White, der Düngermillionär; jener duftende Stoff bringt ihm alljährlich mehr als eine Million Dollar ein."

In jeder Station brachten die Schaffner Mr. Wyatt einige Telegramme. Er las sie, diktierte dem Tippgirl einige Worte, seine Augen blickten plötzlich hart wie Stahlnieten. Grete tat es leid, daß sie nicht in Englisch stenografieren konnte, sie hätte sich als Sekretärin Mr. Wyatts bedeutend wohler gefühlt.

Man fuhr durch den Staat Kansas, die Getreidekammer Amerikas. Die Gegend war bis zum Horizont eintönig, niemals ein Wald oder Gehölz. Jede Stadt trug denselben Charakter. Autofriedhöfe, Gasolinstationen, am Bahnhofplatz die Geschäftshäuser.

Am fünften Morgen erwachte Grete in Kalifornien. Eine unendlich milde, warme Luft schlug ihr entgegen. Die Stationen lagen in üppigster Vegetation, zwischen Palmen, Pfefferbäumen, Eukalyptus und anderen subtropischen Gewächsen. Überall standen große, gelbe Lagerhäuser; sie trugen die Aufschrift „Sun kist" und ein bezaubernder Orangenduft entströmte ihnen. In den Stationen standen lange, zitronengelbe Züge, in denen diese Kisten verladen wurden.

Dann kam man in San Franzisko an.

Ein Angestellter Mr. Wyatts empfing die beiden am Bahnhof.

„Die Flugkarten für den China Clipper" sind besorgt", meldete er. "In einer Stunde verläßt der China Clipper den Flughafen von Alameda."

„Wir müssen über Manila reisen", erklärte Mr. Wyatt jetzt Grete, „ich habe dort geschäftlich zu tun."

Grete nickte stumm mit dem Kopfe. Es hätte sie ebenso wenig gewundert, wenn Mr. Wyatt ihr eröffnet hätte, daß man nach Polynesien fuhr. Sie hatte in Berlin ein Jahresgehalt im voraus bezogen, ihre Mutter gerettet, und alles andere war eine logische Folge ihres Entschlusses.

Eine halbe Stunde später erreichte man die Flugstation der „Pan American Airways". An der Türe des Raumes, den sie betraten, las Grete: Regelmäßiger Flugdienst nach Ostasien.

Im Flughafen herrschte ein reges Leben. Die Fluggäste wurden abgewogen, Post und Fracht wurde übernommen. Vor dem Gebäude lag der Kai. Das Flugboot „China Clipper" lag dicht am Rande, der eine der beiden Riesenflügel ragte zwanzig Meter weit über den Kai. Die Luftschrauben drehten sich langsam durch, um die Motoren mit ihren 3000 Pferdestärken anzuwärmen.

„Das Flugzeug ist 20 Tonnen schwer", sagte Mr. Wyatt, der Gretes Interesse für das Flugboot sah. „Haben Sie Angst?"

„Nein", lachte Grete. „Angst vor dem Fliegen? Dazu bin ich viel zu sehr Deutsche. Im Gegenteil, ich freue mich mächtig auf die Fahrt."

„All on board for Honolulu and Manila", rief der Flugdienstleiter. Wie das klang! dachte Grete. Alles an Bord für Honolulu! 24 Fluggäste stiegen ein, darunter sechs Damen und zwei Kinder.

Man saß wie in einem Eisenbahnabteil, zwei Plätze je an einem Fenster und zwei Plätze daneben. Dann kam der Mittelgang auf der anderen Seite, wieder vier Plätze. Mr. Wyatt wollte nur in der Flugrichtung sitzen und überließ Grete den Fensterplatz. Das alles ging viel schneller, als Grete es überhaupt begreifen konnte. Die Fluggäste winkten noch zum Fenster hinaus, als schon San Franzisko mit seinen Wolkenkratzern tief unter dem China Clipper lag. „Point Bonita" verschwand in dem unendlichen Blau.

Nun liegt auch Amerika hinter mir, dachte Grete und sah auf.

Dann wurde sie schwindlig. Sie hielt sich an den Lehnen fest. War es das Flugboot oder die Erregung?

Ihr gegenüber saß Wolf Hessenkamp, der Gefährte ihrer ersten Jugendzeit!

Nun sah ihm Grete ruhig und offen ins Gesicht. Er war älter geworden, männlicher. Aber sein Gesicht war das alte geblieben, immer noch das frohe, leuchtende Jungengesicht. Einige Falten um den Mundwinkel und unter den Augen zeigten, daß Wolf in seinem Leben hart gekämpft hatte. Das war es ja auch, was ihn damals in die Fremde getrieben hatte. Die Unmöglichkeit, in Deutschland fortzukommen. Die Verzweiflung, Grete nicht einmal ein Heim bieten zu können.

„Sie sind es wirklich?" sagte Grete und bediente sich mit Absicht der englischen Sprache, um das vertrauliche „Du" zu vermeiden. Sie wußte nicht, aus welchem Gefühl heraus. Irgend eine Stimme in ihrem Unterbewußtsein sagte ihr: Mr. Wyatt braucht nicht zu wissen, daß ich diesen Mann hier einmal in meinem Leben sehr gut leiden konnte.

Wolf Hessenkamp ging auf diesen Ton ein. Grete bezeichnete ihn als einen Bekannten aus Berlin. Die Herren wechselten einige Höflichkeitsworte.

Man richtete sich häuslich in dem Flugzeug ein, war man doch einige Tage aufeinander angewiesen. Mr. Wyatt zog seine Kursblätter und Geschäftsbriefe hervor, eine junge Dame hatte bereits einen Pyjama angezogen und es sich bequem gemacht.

Es war vier Uhr nachmittags. Wenn die Tür zum Kommandoraum geöffnet wurde, was oft geschah, weil die Offiziere des Flugbootes aus- und eingangen, sah man Schalter und Meßuhren, Hebel und Zeiger, kleine Glühlämpchen und Funkapparate.

„Ob man Briefe und Telegramme diktieren könnte?" fragte Mr. Wyatt. Die Stewardeß wies ihn in einen rückwärts gelegenen Raum, wo sie selbst sogleich dem Herrn mit ihrer Reiseschreibmaschine zur Verfügung stehen wollte.

Mr. Wyatt begab sich nach rückwärts. Wolf und Grete waren allein, der vierte Sitz auf dieser Seite war leer geblieben.

„Das ist also unser Wiedersehen", sagte Wolf Hessenkamp. „Ich hätte mir es nicht gedacht, dich hier an der Seite Mr. Wyatts zu treffen."

„Du kennst Mr. Wyatt?“ war Gretes Antwort.

„Jedermann im Osten kennt Mr. Wyatt“, gab Wolf Hessenkamp zur Antwort. „Ich habe natürlich nie mit ihm persönlich zu tun gehabt. Aber man sieht sich ab und zu, bei Veranstaltungen der verschiedenen Clubs, wenn der Konsul ein Fest gibt und die Kanonen erscheinen. Mr. Wyatt ist so etwas wie eine Kanone. Kein angenehmer Zeitgenosse allerdings. Er gilt als der größte Menschenschinder des Jahrhunderts. Aber verzeih, ich wollte dir nicht wehe tun, du bist offenbar . . .“

„. . . die Krankenpflegerin Mr. Wyatts. Nicht mehr und nicht weniger. Mit dem allerdings recht guten Gehalt von 500 Mark im Monat“, entgegnete Grete, um Wolf das unangenehme Wort abzuschneiden, das er auf der Zunge hatte.

„Krankenpflegerin?“ Grete schien es, als ob Wolf diese Nachricht freudig stimmte. „Kann ein Mr. Wyatt denn überhaupt krank sein? Das ist allerdings eine neue Seite an ihm.“

„Er war Patient von Röchlin, bei dem ich ja seit einigen Jahren arbeitete, wie ich dir damals schrieb. Allerdings habe ich keine Antwort mehr bekommen.“

„Ich habe diesen Brief nicht bekommen, Grete“, sagte Wolf Hessenkamp ernst. „Es hätte wohl auch nicht viel geändert. Ich war damals gejagt wie ein wildes Tier. Es waren recht bittere Zeiten.“

„Und jetzt?“ wollte Grete wissen.

„Jetzt macht es sich einigermaßen. Tatsache ist, daß alle Briefe, die ich dir in den letzten beiden Jahren sandte, unbeantwortet blieben. Es waren allerdings nicht viele. Zwei- oder dreimal im Jahre. Sieh' doch einmal diese Sonne!“

Wolf Hessenkamp hatte hinausgezeigt. Die Sonne versank als glühender Ball im Meere. Das Wasser war tief violett gefärbt. Das Flugboot strahlte noch im Glanz des letzten Lichtes.

Den Fluggästen wurde jetzt heißer Tee und Beafsteak mit Bratkartoffeln serviert. Mr. Wyatt war noch immer nicht zurückgekehrt. Die langgestreckte Flugkabine war strahlend hell beleuchtet. Zwischen Grete und Wolf stand auf dem kleinen weiß gedeckten Tisch eine Blumenvase. Manchmal sah Grete sprühende Funken aus dem unter ihrem Fenster liegenden Auspuffstutzen schießen. Im Süden schwebte ein einsames Licht in der Luft.

„Es ist der „Philippine Clipper“, sagte Wolf Hessenkamp. „Er kehrt eben von Honolulu zurück.“

„Hast du mir vielleicht einmal von Madagaskar geschrieben?“ fragte Grete.

„Also doch! Ich habe dir von dort geschrieben. Es war ein Brief, in dem ich dir zum ersten Mal nach langer Zeit mitteilte, daß ich das Ärgste überstanden hatte. Gerade auf diesen Brief hatte ich Antwort erhofft.“

„Ich habe ihn nie gesehen“, gab Grete versonnen zur Antwort. „Ich beginne nur, einige Zusammenhänge zu ahnen. Wir hatten im Sanatorium einen Dr. Werner. Er vertrat den Chef und übernahm in der Frühe den gesamten Posteinlauf, bevor er verteilt wurde. Ich glaube, daß ich ihm nicht ganz gleichgültig war, obwohl ich ihm deutlich gezeigt habe, daß er sich keine Hoffnung machen sollte. Deine Briefe waren ihm wohl ein Dorn im Auge. Er fragte mich einmal, ob ich Bekannte in Madagaskar hätte. Ich wußte ja nichts von dir und hatte nur erstaunt den Kopf geschüttelt.“

„Ich habe dir viel zu erzählen“, sagte Grete.

„Also doch über Mr. Wyatt? Ich dachte mir gleich, irgend etwas stimmt da nicht.“

„Ja und nein“, sagte Grete.

Die Stewardeß richtete jetzt die Streckfessel, kippte sie nach rückwärts. Mr. Wyatt war zurückgekommen.

„Entschuldigen Sie, daß ich solange fern blieb“, sagte er zu Grete, „ich habe nach meiner Arbeit noch in der Rauchkabine geraucht. Waren Sie ängstlich, als wir vorhin durch die Regenböen flogen?“

„Durchaus nicht“, lachte Grete. „Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich keine Angst kenne. Mir ist wirklich sehr wohl zu Mute. Mit Ausnahme der Kälte.“

„Später wird die Heizung angestellt“, sagte Mr. Wyatt. „Sie müssen eine zweite Decke nehmen. Wollen wir einen Kognak trinken?“

„Unter keinen Umständen erlaube ich das, Mr. Wyatt“, sagte Grete. „Sie vergessen, daß ich nicht zum Vergnügen mit Ihnen reise. Denken Sie an Professor Röchlin!“

Es schien Wolf Hessenkamp, als hätte Grete mit besonderem Nachdruck gesprochen. Mr. Wyatt unterließ es, einen Kognak zu bestellen. Aber er schien zufrieden. — —

(Fortsetzung folgt.)

Es war nur ein Spaß!

Erzählung von Eilhard Erich Pauls.

Der eine hat ja nur ein bischen Spaß gemacht, aber der andere nimmt es plötzlich krumm. Er kann nun nicht anders, er ist auf das tiefste beleidigt. Und weil er natürlich auf Ehre hält, muß er seinen Schild wieder rein waschen. Es gibt nur eines, das rein wäscht. Das ist Blut. Und der Spaßmacher versteht nicht, er schüttelt den Kopf, er hat es ja gar nicht böse gemeint. Ein bißchen Spaß! Es muß doch auch ein wenig Lachen in dieser Welt geben. Kopfschüttelnd, verständnislos geht er in den Tod, den ihm der andere bereitet hat. Aber er ist es nicht, der nun der tragische Held einer solchen Geschichte ist. Das ist der andere. Der Fleck auf seiner Ehre ist abgewaschen. Vor aller Welt steht er stolz, aber nun drückt ihn die Schuld. Und da gibt es in dieser Welt Treiben keinen Ausweg. An seiner Schuld geht ein Mensch zu Grunde. Obwohl es nur ein Spaß war, der sich so ungeheuerlich auswachsen mußte.

Die beiden waren gute Freunde, nein, die besten Freunde waren sie. Die Unzertrennlichen nannte man sie im Lande. Aber dann tat man das mit einem wohlwollenden Schmunzeln. Man lachte schon darüber. Und das Lachen ging nur auf die Kosten eines von beiden. Er mußte sie einmal bezahlen. Das ist nicht anders in dieser Welt Treiben. Daß auch der andere bezahlen mußte, mit dem sich nie jemand einen Spaß erlaubt hatte, ist nur ein Unglück.

Der Heinz von Warburg war ein stattlicher Mensch. Wenn er in Eisen zu Pferde saß und in die Schranken ritt, dann lachte eines jeden Herz, und die schönen Mädchen winkten ihm mit Freuden und mit einer verborgenen Bereitschaft zu. Er war auch für einen Westfalen eine recht stattliche Erscheinung. Ihn und den Börries von Trendelen nannte man hierzulande die Unzertrennlichen. Aber der Börries von Trendelen war ein Zwerg, völlig aus der Art geschlagen, in seiner körperlichen Entwicklung ganz zurückgeblieben. Man gestand ihm ja zu, daß auch er fest im Sattel saß und auf dem Pferde von einer Behendigkeit war, die jeden Gegner zur Vorsicht gemahnte. Aber wenn er Erfolge hatte, nahm man sie ihm eigentlich übel. Und das schöne Fräulein, das den Siegeskranz verlieh, krauste die Stirn und verzog den roten Mund. Sie bückte sich tiefer, als nötig war. Dann drückte sie ihm den Kranz ins Haar, als wäre ein Säugling da.

Nun war großes Leben auf der Sababurg. Der gesamte Adel der Weserlande kam in dem heimlichen Jagdschloß zusammen. Die meisten Ritter mußten in der Ortschaft Beberbeck untergebracht werden. Der Landgraf Otto, den sie nachher den Schützen nannten, hatte sich das Jagdschloß, das tief und fern von jeder neugierigen Welt in seinem grünen Wald und in seinen lieblichen Bergen versteckt lag, zum Liebesnest erkoren. Denn das Fräulein Elisabeth von Kleve, das nun seine Eheliebste geworden, war in seinem reichen Zuhause eine so üppige Geselligkeit gewohnt, daß ein hessischer Landgraf ihm schon mit ganz anderem kommen mußte. Das war die lieberfüllte Waldeinsamkeit der Sababurg. Nur einmal, da war man es seiner Ritterschaft schuldig, daß man sie der Eheliebsten vorstellte. Nicht ihretwegen! Es seien nur ungehobelte Gesellen, sagte der Landgraf, aber ehrliche Häute. Sie könnte schon ihr Wohlgefallen an ihnen finden. Und tanzen müßte sie freilich mit einem jeden, der sie um ein Tänzchen bat, obwohl sie nur ungeleckte Bären wären. Sie machten keine Verse und sängen keine süßen Lieder, gewiß, sie müßte einmal darüber hinweg sehen. Aber man könne jede Wand mit ihnen einrennen, sagte der Landgraf. Er wußte, warum er so vorsichtig mit der Eheliebsten redete. Sie würde ihren Spaß schon haben an ihnen.

Dennoch warf die schöne Landgräfin, Otto des Schützen junges Gemahl, das Fräulein Elisabeth von Kleve, ihr stolzes Köpfchen hochmütig in den Nacken, als der Zwerg sich vor ihr verneigte. Solche Gestalt hätte man am Rhein zu einem Spaßmacher und Pritschenmeister, zu einem Narren hätte man ihn gemacht. So war das, was man hierzulande einen Ritter nannte, schon eine Zumutung. Trotzdem tanzte die Landgräfin. Aber sie tat das nur dem Eheliebsten zu Gefallen. Merken sollten doch beide, daß es eine Zumutung war. Natürlich konnte ein Fräulein von Kleve ein Gesicht ziehen. Das Fräulein von Kleve war nie vorher so hochmütig gewesen, wie da sie mit dem Zwerg, dem Börries von Trendelen, tanzte.

Das Gesicht sahen sie alle. Und wenn es ihnen sonst nicht wunderlich vorgekommen wäre, weil sie ja an den Zwerg gewohnt waren, so lachten sie jetzt über den Kleinen. Sie lachten verhalten. Aber beide hörten es. Die Landgräfin, weil sie sich nun nicht anders mehr wehren konnte, verzog das hübsche Gesicht zu jeder Verachtung, deren es fähig war. Und es leistete etwas in der Art. Der Trendelen, als er das erste Lachen vernahm, wurde wütend. Wodurch sein Tanzen nicht gefügiger, seine Erscheinung nicht hoffähiger wurde. Er tappte wie ein Bär, war aber doch nur ein unbeholfenes Bärenjunges. Das Lachen wurde deutlicher. Und er kochte.

Der von Warburg, der gute Freund, nein, der beste Freund, den der Zwerg besaß, stand da und hatte im Augenblick auch nichts anderes zu tun, als zuzuschauen. Wie das ungleiche Paar vorübertanzte, rief er, aber das tat er so laut, daß es im Saale hallte, weil eben auch er sein helles Vergnügen daran hatte: „Reck dich, Trendelen!"

Weiter nichts. Es war doch wirklich nichts. Aber da war alles geschehen. Und was noch geschah, mußte so sein. Als der Börries von Trendelen durch den dunklen Wald ritt und der frohe Lärm des Festes wie lauter Hohn hinter ihm verhallte, wußte er, daß alle die Freundschaft, die getäuschte Liebe und gespielte Herzlichkeit seines Herzbruders, des Heinz von Warburgs, Offenheit und all seine Freundlichkeit nichts anderes als ein Narrenspiel gewesen. Als er an eine Schenke kam, darin der Wirt gerade die Tür verschließen wollte, wußte er, daß er selber nie etwas anderes ihm gewesen war, dem Verräter, dem treulosen Buben, als sein Hansnarr zu seinem Spaß, daß der beste Freund, den er zu haben meinte, ihn eben nur zum Besten gehabt hatte. Und als er genug von dem schlechten Gesöff der Spelunke hinunter gegossen hatte, wußte er, daß diese Schmach nur mit Blut abgewaschen werden konnte. Er wußte doch, an welcher Ecke der Weg nach der Warburg abbog.

Als im Dämmer des taufrischen Morgens, da der Wald widerhallte vom Lustgesang aller wachen Vöglein, der Heinz von Warburg fröhlich träumend vorüberritt, rannte der Zwerg ihm den Dolch in den Rücken. Der von Warburg fiel vom Pferde, drehte sich einmal auf dem Rasen. „Streck dich, Warburg!" schrie der Mörder. Dann verschwand er im Dickicht, ehe des anderen Knechte sich besonnen hatten. Der Heinz von Warburg, kopfschüttelnd und verständnislos, leise schon zum Sterben sich nach jenem wilden Rufe streckend, schon im versöhnenden Tode lächelnd, sprach: „Es war ja nur ein Spaß, Börries." Danach starb er.

Seine Schuld trug der Zwerg tapfer. Er rührte sich nicht von seiner Burg, als der Landgraf ihn ächtete. Er hatte keinen Zuzug geworben, als die Burg berannt wurde. Aber als die Knechte des Landgrafen sein Nest stürmten, hieb er wie ein wunder Bär um sich, so daß sie ihn nicht fangen konnten. Sie konnten ihn nur totschlagen. Und die Trendelenburg zerstörten sie. So war alles wieder ins gleiche gebracht.

„Jetzt oder nie, so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: Tue, was du mußt, siege oder stirb, und überlaß Gott die Entscheidung."

Ernst Moritz Arndt.

Reuter-Anekdoten.

„Mein Ende ist eine Ente".

Als Fritz Reuter am 12. Juli 1874, also vor sechzig Jahren starb, war das nicht sein erster Weg ins Jenseits. Sechzehn Jahre zuvor, im November 1858, war er bereits durch die Feder eines Stralsunder Redakteurs zu Grabe geleitet worden. Den Anlaß dazu hat man nicht herausfinden können. Sei dem nun wie ihm wolle, Reuter war nicht gestorben, er dachte auch nicht im entferntesten daran und sandte daher der Stralsunder Zeitung folgende Richtigstellung:

„Da ich einen leicht begreiflichen Widerwillen gegen das Lebendigbegrabenwerden habe, sind Sie wohl so freundlich, mich aus Nummer 268 Ihrer geehrten Zeitung wieder auszugraben, zumal mich besondere Gründe veranlassen, wenn's Gott gefällt, noch länger unter den Lebenden zu weilen." Die falsche Todesnachricht war auch von einer Zeitung in Stettin gebracht worden; sie erhielt sogar ein gereimtes „Inserat zur Berichtigung:

J, woans — dod — Jck denk nich dran,
Dat fällt mi gor nich in;
Ne, ne! So lang' ick leben kann,
Will 'ck nich begraben sin."

Einer besorgnisvollen Anfrage erteilte Reuter in einem Briefe folgende launige Antwort:

„Lieber Freund! Man geht nicht gut mit mir um, wie recht ist — nun kommen die Zeitungen und schlagen mich physisch tot. Ich komme mit einer Gegenerklärung. Was hilft mir das? Wer glaubt's? Die Leute sagen: „Er spaßt nur, er sitzt schon in der Übergangsstation der Seherin von Prevorst, dem Monde, und korrespondiert nur noch kümmerlich mit einigen Sternwarten. Die Nachricht von seinem Tode ist echt, die Nachricht von seinem Leben ist ein „Läuschen", eine „Ente". Ich setze mich hin und schreibe an alle Freunde; ich bezahle Postgeld, daß man mich dafür dreimal mit vollem Geläute hätte begraben können; ich erkläre, ich stille, ich beruhige: „Kinder, ich bitt euch, mein Ende ist die Ente, und daß ich noch schaue der Sonne Glanz, ist der Wirklichkeit süße gebratene Gans." Gottlob, denke ich, nun ist alles wieder in der Reihe, und keiner macht es dir streitig, zu Neujahr deine Rechnungen zu bezahlen. — Da kommen Sie, mein teurer Freund, und bitten um ein Lebenszeichen. Gott im Himmel, ich schieße mich ja tot, wenn ich die galvanische Batterie, die wir Lebenskraft nennen, so oft entlade."

Der Minister und der Hochverräter.

Im Jahre 1866, unter dem Eindruck des ersten Schrittes zur deutschen Einigung, empfand Reuter das Bedürfnis, dem Manne, der — wie er schrieb — die Träne seiner Jugend und die Hoffnung seines gereiften Alters verwirklicht hat, seinen tiefgefühlten Dank zu sagen. Mit diesen Worten übersandte er Bismarck seine gesammelten Werke. Bismarck antwortete darauf: „Als alte Freunde habe ich die Schar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen, mir heimatlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben. Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war."

So schrieb der Ministerpräsident von Preußen an einen Mann, der drei Jahrzehnte zuvor von einem preußischen Gericht wegen Hochverrats zum Tode verurteilt worden war.

P. L.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania:
Drukarnia A. Dittmann T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: w zast. Arnold Ströse.
Zarządzający zakładem graficznym:
Hermann Dittmann, Bydgoszcz.